

BRITAINY C. CHERRY

**G E G E N**

D E N

**B I T T E R S T E N**

**S T U R M**

R O M A N

# INHALT

Titel

Zu diesem Buch

Leser:innenhinweis

Widmung

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48

Epilog

Die Autorin

Die Romane von Brittainy C. Cherry bei LYX

Impressum

Brittainy C. Cherry

# Gegen den bittersten Sturm

Roman

*Ins Deutsche übertragen  
von Wiebke Pilz*



LYX

# ZU DIESEM BUCH

Als Aaliyah nach einer schlimmen Trennung auf einer Halloween-Party in New York einen attraktiven Fremden im Captain-America-Kostüm kennenlernte, konnte sie nicht ahnen, dass diese Begegnung ihr Leben verändern würde. Denn für eine Nacht ließen sie gemeinsam die Realität hinter sich. Für eine Nacht konnten sie ihre gebrochenen Herzen vergessen und sich alles voneinander erzählen. Für eine Nacht haben sie sich ineinander verliebt – weil sie wussten, dass sie sich nicht wiedersehen würden und sich auch niemals finden könnten. Doch als Aaliyah ihm zwei Jahre später bei einem Gala-Empfang plötzlich wiederbegegnet, fühlt es sich an, als würde die Welt stehen bleiben. Denn der Mann, dem Aaliyah all ihre Träume und Wünsche anvertraut hat, ist niemand Geringeres als Connor Roe – einer der vermögendsten und einflussreichsten Männer New Yorks. Augenblicklich bricht Aaliyahs Herz erneut in tausend Scherben, und die Gefühle, die sie so sicher darin verborgen hielt, sind stärker als je zuvor. Viel zu schwer fiel es ihr, die gemeinsame Nacht zu vergessen und in eine Wirklichkeit zurückzukehren, in der es ihn nicht gab. Niemals hätte sie gedacht, dass das Schicksal sie wieder zusammen-bringen würde. Doch der Zeitpunkt ihres Wiedersehens hätte schlechter nicht sein können. Denn Aaliyah ist bereits einem anderen versprochen: nämlich Connors neuem Geschäftspartner!

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte.

Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

Achtung: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch!

Wir wünschen uns für euch alle  
das bestmögliche Leseerlebnis.

Euer LYX-Verlag

*Für alle, die alleine sind:  
Mögest du eine Liebe in dir finden, die so stark ist, dass du,  
auch wenn du allein bist, nie einsam bist.*

# PROLOG

## CONNOR

*Acht Jahre zuvor  
Siebzehn Jahre alt*

Jede große Geschichte begann mit »Es war einmal«. Es musste noch nicht einmal eine große Geschichte sein. Auch die mittelmäßigen begannen so. Zumindest begann meine so.

*Es war einmal ein kleiner Junge, der eine Scheißangst davor hatte, den wichtigsten Menschen seines Lebens zu verlieren.*

Einer meiner Lehrer hatte mir beigebracht, dass man sich auf zwei Dinge im Leben nicht vorbereiten kann, wie sehr man es auch versucht: die Liebe und den Tod.

Ich war noch nie verliebt gewesen, aber ich kannte die Liebe zwischen einem Kind und seinen Eltern. Wegen dieser Liebe hatte ich die Angst vor dem Tod erlebt. In den vergangenen Jahren war ich in einem See von Trauer geschwommen, der aus dem Nichts aufgetaucht war. Darauf war ich überhaupt nicht vorbereitet gewesen. Mein Suchmaschinenverlauf war voller Fragen, die kein Kind je stellen sollte.

*Was passiert, wenn dein einziges Elternteil stirbt?*

*Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, Krebs im dritten Stadium zu überleben?*

*Wie teuer sind experimentelle Therapieansätze?*

*Warum erhalten nicht alle die gleiche Behandlung?*

Ganz zu schweigen von den zahlreichen Jobs, für die ich mich bewarb, um meiner Mom bei den Rechnungen zu helfen. Ich gründete sogar ein paar eigene Unternehmen,

damit wir über die Runden kamen. Mom hasste es, dass ich so viel arbeitete. Ich hasste, dass sie Krebs hatte. Wir nannten das ein ausgeglichenes Maß an Hass.

Nach außen hin ließ ich mir nichts anmerken und war der Charmeur, der ich immer gewesen war. Alle in meiner kleinen Heimatstadt wussten, dass sie zu mir kommen konnten, wenn sie eine Aufmunterung oder einen guten Freund oder einen fleißigen Arbeiter brauchten. Ich war stolz darauf, so etwas wie ein fleißiger Klassenclown zu sein. Verdammt, ich brauchte es, denn wenn ich nicht herumalberte oder wie verrückt arbeitete, dachte ich zu viel nach. Und wenn ich zu viel nachdachte, würde ich untergehen.

Ich verbarg meinen Schmerz. Ich glaubte, wenn jemand wüsste, wie sehr ich litt, würde er sich Sorgen um mich machen. Ich wollte nicht, dass sich jemand Sorgen um mich machte – schon gar nicht meine Mutter. Sie hatte bereits genug am Hals und sollte sich auf keinen Fall auch noch Sorgen um mich machen, weil ich mir Sorgen um sie machte. Was sie natürlich nicht davon abhielt, sich Sorgen um mich zu machen. Das machen Mütter nun mal, wenn es um ihre Kinder geht. Sie machen sich Sorgen.

Unsere Beziehung war nur noch ein umeinander Herumschleichen. In dieser Hinsicht war Mom meine Komplizin – wir sorgten uns um die Sorgen des anderen. Und das wiederholten wir in Endlosschleife.

»Komm ruhig mit rein«, sagte Mom, als wir im Wartezimmer des Arztes saßen. »Du hast das alles schon zweimal mit mir durchgestanden, deshalb möchte ich, dass du mit ins Sprechzimmer kommst.«

Ich schluckte und nickte. Auch wenn ich nicht mit hineingehen wollte, würde ich sie nicht allein lassen.

Ich hasste den Geruch des Wartezimmers, nach Mottenkugeln und Pfefferminzbonbons. Als bei Mom vor Jahren zum ersten Mal Krebs diagnostiziert wurde, stopfte ich mir die Taschen mit diesen Bonbons voll, wenn ich sie

zur Praxis begleitete. Jetzt wurde mir schon von dem Geruch übel.

Wir warteten auf Dr. Bern, um die Ergebnisse von Moms letzten Tests zu besprechen, um zu sehen, ob die Chemotherapie angeschlagen hatte, oder ob der Krebs gestreut hatte. Natürlich ging ich vor Anspannung fast an die Decke.

»Mrs Roe? Sie können jetzt wieder hereinkommen«, sagte eine Arzthelferin und lächelte uns an. Obwohl meine Mom sich schon vor Jahren von meinem zwielichtigen Vater hatte scheiden lassen, trug sie noch immer seinen Namen. Ich hatte ihr gesagt, sie solle ihn ändern, aber sie meinte, dieser Name habe ihr das beste Geschenk eingebracht – mich. Außerdem gefiel ihr, dass wir durch diesen Nachnamen verbunden waren.

Mom war so ein Softie.

Als wir das Sprechzimmer betraten, hasste ich, wie vertraut mir alles vorkam. Niemand sollte sich in einem Sprechzimmer so zu Hause fühlen. Ich hasste, wie ich mit zehn, elf und zwölf in diesem Wartezimmer gesessen hatte. Und ich hasste es, dass ich mit fünfzehn, sechzehn und siebzehn wieder dazu gezwungen war.

Mein dreizehntes und vierzehntes Lebensjahr nannte ich die Wunderjahre, denn wenn ich glücklich war, war ich wirklich glücklich, und meine Traurigkeit suchte mich nachts nur selten heim. Ich wünschte mir nichts mehr für meine und Moms Zukunft als mehr Wunderjahre.

Ich hasste die Anspannung, die die Erinnerungen an dieses Zimmer auslösten. Ich hasste alles an diesem Gebäude, von den schäbigen Stühlen bis zu der grellen Beleuchtung. Die Flecken auf dem Teppich stammten bestimmt aus den Neunzigern, und Dr. Bern war bestimmt schon über hundert Jahre alt. Er wirkte allerdings keinen Tag älter. Das musste ich ihm lassen.

Mom beschwerte sich nie darüber. Eigentlich beschwerte sie sich überhaupt nicht. Sie war einfach

dankbar, dass sich ein Arzt um sie kümmerte, auch wenn die Versicherung es nicht tat. Ich fragte mich, wie es reichen Leuten erging. Gab es Cappuccino-Maschinen in ihren Wartezimmern? Gab es Mini-Kühlschränke mit gekühlten Getränken? Wurden Sie vor der Behandlung nach ihrer Versichertenkarte gefragt?

Musterte die Sprechstundenhilfe sie von Kopf bis Fuß, wenn sie herausfand, dass sie auf Unterstützung angewiesen waren?

Verschwand der Krebs bei ihnen schneller als bei den Armen?

Wäre Moms Leben anders verlaufen, wenn wir Geld gehabt hätten?

Wir setzten uns.

Mir war übel.

»Denk an was Schönes«, sagte Mom und drückte mein Knie, als wüsste sie, dass ich in Zweifeln und Wut versank. Wie machte sie das? Woher wusste sie, wann meine Gedanken aus dem Ruder liefen? Aber sie hatte es schon immer gewusst. Das war wohl eine mütterliche Gabe.

»Mir geht's gut. Und dir?«, fragte ich.

»Mir auch.«

Doch meine Mutter sagte selbst, wenn es ihr nicht gut ging, es gehe ihr gut, weil sie mich nicht unter Druck setzen wollte. Das kapierte ich einfach nicht. Sie durchlitt ihre zweite Krebserkrankung und sorgte sich trotzdem mehr um mein Wohlergehen als um ihr eigenes.

So sind Mütter wohl - Superfrauen, selbst wenn eigentlich sie Hilfe brauchen.

Die Uhr tickte nervtötend laut, während wir auf Dr. Bern warteten. Meine Fingernägel hätten nicht kürzer sein können, so wie ich an ihnen herumkaute, aber das war mir egal. Bevor ich Moms Laborergebnisse nicht kannte, würde ich mich auf nichts anderes konzentrieren können.

»Freust du dich schon auf deine Geburtstagsparty?«, fragte Mom und knuffte mich. Sie meinte die Party

anlässlich meines achtzehnten Geburtstags, die völlig übertrieben sein würde. Im Ernst? Nein, ich freute mich kein bisschen. Und das würde sich auch nicht ändern, bis wir die Ergebnisse hatten, bis ich wusste, dass sie wieder gesund werden würde.

Aber ich log. Ich zwang mich zu einem Lächeln, weil sie es brauchte. »Ja, total. Das wird bestimmt super. Alle in der Stadt werden kommen. Ich glaube, ich konnte sogar Jax überreden.«

Jax war mein Boss, und ich war seine persönliche Nervensäge, auch bekannt als sein bester Freund. Die meisten Leute in der Stadt verstanden den mürrischen Kerl nicht, ich schon. Das Leben hatte ihm ein beschissenes Blatt ausgeteilt, aber er hatte ein gutes Herz.

Eigentlich wusste Jax nicht, dass wir beste Freunde waren, weil er immer etwas länger brauchte, um die Wahrheit zu erkennen, aber das würde schon noch kommen. Je mehr Zeit man mit mir verbrachte, desto mehr schloss man mich ins Herz.

»Natürlich kommt er. Er liebt dich«, stimmte Mom zu, denn trotz Jax' genervtem Gesichtsausdruck in meiner Gegenwart erkannte sie, wie sehr er mich mochte.

Entweder das, oder wir verschlossen beide die Augen vor der Wahrheit.

Dr. Bern betrat das Zimmer, und ich gab mein Bestes, um seine Gedanken von seinen Bewegungen abzulesen. Brachte er uns schlechte oder gute Nachrichten? Trug er eine Last auf seinen Schultern oder nicht? Würde er heute Nachmittag zum Teufel oder zum Engel?

Aber ich durchschaute ihn nicht.

Ich hatte einen Knoten im Bauch und wollte unbedingt wissen, was in den Papieren in seinen Händen stand.

»Hallo. Tut mir leid, dass Sie warten mussten.« Dr. Berns Stirn lag in Falten, und seine ewig grimmige Miene hatte sich tief in sein Gesicht eingegraben. Seine Schultern

waren immer gebeugt, und ich wusste genau, was das bedeutete.

Er hatte schlechte Nachrichten.

Der Krebs war nicht verschwunden.

Stagnierte er? Hatte er gestreut? Würde sie sterben? Wie lange würde sie noch leben? Wie viele Tage blieben mir noch mit ihr? Würde sie meinen Hochschulabschluss miterleben, meinen Erfolg, würde sie ...

Ich warf einen Blick auf Mom, und ihr liefen Tränen über die Wangen. Ich blinzelte ein paarmal, unsicher, warum sie jetzt schon weinte, warum sie zusammenbrach. Ich sah Dr. Bern an und bemerkte, dass ich eine Weile mit den Gedanken woanders gewesen war und überlegt hatte, wie viel Zeit mir noch mit meiner Mutter, meiner Seelenverwandten, meiner besten Freundin blieb.

Ja, ich war ein siebzehnjähriger Junge, und meine beste Freundin war meine Mutter. Ich wette, eine Menge anderer Idioten hätten genauso empfunden, wenn sie ihre Mutter zweimal beinahe an den leidvollen Kampf gegen den Krebs verloren hätten.

*Schmerz.*

Meine Brust.

Ich fühlte mich, als wäre ich unter einem Sattelschlepper begraben, der meine Luftröhre zerquetschte, sodass kein Sauerstoff mehr in meine Lunge gelangte. Ich bekam keine Luft. Mom weinte.

Ich bekam keine Luft, und Mom weinte.

Ich wollte auch weinen.

Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen stiegen, und schluckte schwer, in dem Versuch, stark zu bleiben. Ich musste stark bleiben; das machte man so als Mann im Haus - man bleibt stark, auch wenn man sich so fühlt, als würde das eigene Herz zermalmt.

»Hast du das gehört, Connor?«, fragte Mom, die zitternden Hände gefaltet.

Ich blickte in ihre Augen, und kurz glaubte ich, einen Funken Hoffnung darin zu erkennen. Auf ihren Lippen lag die Andeutung eines Lächelns, während ihr weiter die Tränen über die Wangen liefen. Mein Blick schoss zu Dr. Bern, und als sich unsere Blicke trafen, lehnte ich mich zurück.

Er hatte dasselbe hoffnungsvolle Funkeln im Blick wie Mom, – und er lächelte. Ich hatte nicht gewusst, dass Dr. Bern die Lippen überhaupt in diese Richtung bewegen konnte. Bisher war er immer der Überbringer von Übel und Finsternis gewesen, und jetzt lächelte er.

»Entschuldigung, könnten Sie das wiederholen?«, murmelte ich, zu ängstlich, das Land der Hoffnung zu betreten, bevor ich die Worte aus seinem Mund hörte.

Er setzte die Brille ab, beugte sich vor und schenkte mir sein Lächeln, von dem ich nicht gewusst hatte, dass es überhaupt existierte, dann sagte er: »Alles unter Kontrolle, Connor. Ihre Mutter ist in Remission.«

Ich sackte auf meinem Stuhl zusammen und wurde von Glücksgefühlen übermannt. Ein überwältigendes Glücksgefühl breitete sich in mir aus.

Der Krebs war verschwunden, Mom ging es gut, und nach den schlimmsten Jahren meines Lebens konnte ich endlich wieder atmen.

»Mom?«

»Ja, Connor?«

»Ich fahre mit dir nach Disney World, verdammt.«

»Ausdrucksweise, Connor.«

»Tut mir leid, Mom.«

# 1

## AALIYAH

*Heute*

»So, jetzt reicht es aber mit deiner deprimierenden Ausstrahlung, Aaliyah. Schau dich doch mal an. Du siehst schrecklich aus, von Kopf bis Fuß. Du hast so viel Scheiße gegessen, dass selbst deine Knöchel fett werden«, sagte Sofia und schüttelte angewidert den Kopf. Na toll, man fühlt sich sofort besser, wenn einem die Mitbewohnerin sagt, wie beschissen man aussieht.

Ich knurrte nur.

Sie verdrehte die Augen. »Siehst du? Das passiert, wenn man wochenlang herumliegt und wegen einem Typen heult, der einen betrogen hat. Du weinst buchstäblich einem Betrüger nach. Das ist peinlich. Jetzt krieg mal den Arsch hoch. Es ist Halloween. Wir betrinken uns.«

Dieses Gespräch brachte mich dazu, von der Couch aufzustehen und in ein Rotkäppchen-Kostüm zu schlüpfen. Sofia und ich waren nicht einmal richtig befreundet. Wir wohnten bloß seit ein paar Monaten zusammen und waren total unterschiedlich. Sie war ein Partygirl, während ich lieber zu Hause blieb und Comics las. In den vergangenen Wochen hatte ich jedoch nicht so klar gesehen wie sonst, weil Tränen auf die Seiten getropft waren.

Sofia hatte Mitleid mit mir. Das wusste ich, weil sie gesagt hatte: »Verdammt. Du bist echt voll am Arsch.« Was das anging, war sie ziemlich direkt.

An diesem Abend schleppte sie mich zu einem Mädelsabend, doch schon nach zehn Minuten ließ sie mich

stehen, weil sie einen Kerl gefunden hatte, mit dem sie in einer Toilettenkabine herummachen konnte.

Ich hätte nichts anderes von ihr erwarten sollen. Sie war kaum mehr als eine Fremde und trotzdem meine beste Freundin.

*Was für ein trauriges Leben, Aaliyah.*

Nachdem ich eine Weile herumgestanden und mich in diesem überfüllten Raum seltsam allein gefühlt hatte, verließ ich Oscar's Bar, um frische Luft zu schnappen. Ich versuchte, Sofia zu erreichen, die seit etwa zwanzig Minuten nicht mehr an ihr Telefon ging. Der berüchtigte Sofia-Abgang. Vermutlich würde ich sie ein paar Tage nicht zu Gesicht bekommen, aber irgendwann würde sie wieder in der Wohnung auftauchen mit einer Schachtel Zigaretten, einem Haufen verrückter Geschichten und der Bitte um zwanzig Dollar, um Lotto zu spielen.

Die Oktoberbrise strich über meine Haut, während ich mit ansah, wie Thor Captain America einen Schlag auf den kantigen Kiefer verpasste. Wenn das kein Bürgerkrieg war, wusste ich es auch nicht. Ich beobachtete, wie sich die Situation vor meinen Augen entwickelte. Ich fühlte mich immer merkwürdig, wenn ich allein draußen Luft schnappte, weil ich nichts hatte, was mich ablenkte. Stand ich allein auf den Straßen New Yorks, hatte ich nie mein Smartphone vor der Nase, weil ich Angst hatte, irgendein Psychopath könnte vorbeikommen und mich umbringen.

Zumindest stellte ich mir das immer vor. Wenn ich mich nachts mit dem Handy beschäftigte, würde ich umgebracht werden - Ende der Geschichte. Ich wusste, dass ich an blühender Fantasie litt, aber ich konnte einfach nicht anders. Vielleicht hatte ich zu viele Folgen *Criminal Minds* gesehen.

Immer wenn ich nach draußen ging, wünschte ich mir, ich wäre Raucherin. Nicht wegen des Geschmacks, und ich bezweifelte auch, dass mein Herz und meine Lungen mit dieser Angewohnheit zurechtkämen, aber ich hätte gern

etwas gehabt, um meine Hände zu beschäftigen. Raucher wirkten immer, als mache es ihnen nichts aus, allein draußen zu sein, weil sie etwas zu tun hatten. Im Gegensatz dazu konnte ich nur Leute beobachten und, Junge, Junge, ich bekam wirklich etwas geboten, als ich Thor dabei zusah, wie er seine Faust in Captains Gesicht versenkte.

Auch Wonder Woman war da - obwohl an dieser Frau nichts wundervoll war. Captain war nach mir aus der Bar gekommen, und er hatte keine Angst, auf den Straßen New Yorks zu telefonieren, vielleicht weil es für einen Typen im Vergleich zu einer Frau unwahrscheinlicher war, belästigt und angegriffen zu werden. *Du kannst dich glücklich schätzen, Cap.*

Er holte sein Handy hervor, wurde aber durch Thor abgelenkt, der Wonder Woman wüst beschimpfte. Und damit meine ich, dass er jedes Schimpfwort benutzte, was ihm in den Sinn kam. Hure. Schlampe. Miststück. Flittchen ...

Wonder Woman stand mit dem Rücken an der Mauer des Gebäudes, während Thor sie anbrüllte und sich bedrohlich vor ihr aufbaute. Sie war ohnehin eher klein, aber so wie er sich über sie beugte, wirkte sie sogar noch kleiner. Ihre Schultern waren nach vorn gebeugt, und ihre Knie zitterten, während sie seine Schimpfkanonade über sich ergehen ließ.

Ich verabscheute Männer, die glaubten, Frauen so behandeln zu können.

Als er sich der Szene bewusst wurde, in die auch ich seltsamerweise hineingeraten war, nahm Captain langsam das Handy vom Ohr. Bevor wirklich etwas passierte, zog sich mir der Magen zusammen.

Thor schubste Wonder Woman gegen die Ziegelmauer.

»Hey!«, rief ich. Kerzengerade und alarmiert stand ich da, als Wonder Woman zu schluchzen begann. Sie schubste ihn zurück, aber bevor sie etwas sagen konnte, landete

seine Faust in ihrem Gesicht. Mir wurde übel. Er schubste sie nicht. Er ohrfeigte sie nicht. Nein, er ballte die Hand zur Faust und drosch sie ihr mitten ins Gesicht.

Ich hatte noch nie gesehen, wie jemand geschlagen wurde, und in dieser Nacht passierte es gleich zweimal. Es war ganz und gar nicht wie im Film, und es traf mich mehr, als ich gedacht hätte. Als sie aufschrie und sich das Gesicht hielt, spürte ich den Schmerz an meiner eigenen Wange.

Ich wollte noch etwas sagen und ging in ihre Richtung, doch Captain America war schon zur Stelle.

»Lass verdammt noch mal die Finger von ihr!«, brüllte er und marschierte auf die beiden zu. Er hatte einen Südstaatenakzent. Ich wusste nicht, warum, aber es überraschte mich. Eine tiefe, rauchige Stimme mit einem Südstaatenakzent.

»Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten«, lallte Thor, offensichtlich betrunken und streitlustig.

»Wenn du eine Frau schlägst, wird es zu meiner Angelegenheit«, widersprach Captain. Er gab nicht klein bei und ging auf Tuchfühlung mit Thor.

*Mach ihn fertig, Cap!*, feuerte ich ihn innerlich an.

»Sie gehört mir. Verdammt noch mal, ich kann mit ihr machen, was ich will«, sagte Thor.

Sie *gehört* mir? Was für ein verdammtes Arschloch. Wer sagte denn noch so was? Von was für einem kaputten Planeten kam dieser Superheld, wenn er das für okay hielt? Er verhielt sich mehr wie Loki als wie der Held von Asgard.

»Alles in Ordnung?«, fragte Captain Wonder Woman und ignorierte den ungehobelten Kerl.

»Komm ihr nicht zu nah«, zischte Thor, packte die Frau am Handgelenk und riss sie hinter sich, sodass sie stolperte und fiel. Mit einem dumpfen Knall prallte sie auf den Betongehweg. Sie hatte den Fall mit den Händen bremsen wollen, rutschte über den Boden und schürfte sich dabei wahrscheinlich die Haut auf. Bei der Vorstellung überlief mich ein kalter Schauer.

Ihr Freund sah nicht einmal nach, ob es ihr gut ging, aber Captain tat es. Er ging zu ihr, um ihr aufzuhelfen, doch Thors Faust landete in seinem Gesicht und hielt ihn auf.

Wieder drehte sich mir der Magen um. Auch beim zweiten Mal war es nicht leichter mit anzusehen, wie jemand geschlagen wurde. Während sich diese Szene vor mir abspielte, brannte meine Brust, als stünde sie in Flammen. Am meisten verblüffte mich, wie viele Menschen vorbeigingen, ohne die brenzlige Situation zu beachten.

Captain wankte leicht, bevor er sich wieder aufrichtete. Er wollte dem Mädchen auf die Beine helfen, doch statt seine Hand zu nehmen, reagierte sie völlig gestört.

»Lass mich und meinen Freund in Ruhe, du Arsch!«, zischte sie, stand auf und peitschte ihn mit ihrem Lasso. Immer wieder holte sie aus, als versuche er nicht, sie vor ihrem Mistkerl von Freund zu beschützen.

Was für eine Ironie.

Die Peitsche knallte dermaßen aggressiv, dass ich mich dazu durchrang, einzugreifen, der Frau das Lasso aus der Hand riss und es beiseitewarf.

»Er wollte dir helfen!«, schnauzte ich sie angewidert an.

Sie verdrehte die blutunterlaufenen Augen, und ich wunderte mich, dass sie bei so viel Theatralik überhaupt noch etwas sehen konnte.

»Halt die Klappe. Komm, Ronnie. Wir gehen«, sagte Wonder Woman und nahm Thors Hand. Er legte den Arm um sie und küsste sie auf die Schläfe, als wäre ihre Beziehung nicht wahnsinnig toxisch. Ich hätte schwören können, dass sie beschwingt davongingen.

Halloween war echt seltsam.

Ich wünschte mir, Mario hätte das miterlebt. Ich fragte mich, wie er mit der Situation umgegangen wäre. *Ich wette, er hätte sich eingemischt. Ich wette, er hätte auch wie ein Superheld gehandelt. Ich wette ...*

*Nein, Moment. Scheiß auf ihn.*

Warum dachte ich in diesem Augenblick an meinen Ex-Freund Mario? War ich betrunken? Nein, nur traurig. Komisch, wie austauschbar meine traurigen und betrunkenen Gedanken manchmal waren.

»Scheiße«, stöhnte Captain und rieb sich die Wange. Amerikas Liebling hatte eine ordentliche Tracht Prügel bezogen. Er steuerte wieder auf den Eingang der Bar zu, und ich tat etwas für mich Untypisches – ich mischte mich zum zweiten Mal in das Leben eines anderen ein.

»Hey, du hast was fallen gelassen«, rief ich und beugte mich hinab, um sein Handy und seinen Schild aufzuheben. Ich ging zu ihm, während er weiter seinen Kiefer massierte. Es war ein hübscher Kiefer, so wie man ihn sich bei Captain America vorstellte: kantig, fast göttlich perfekt.

Er wandte sich zu mir um, und mir stockte der Atem. Er war schön. Klar, Männer wollten sicher nicht unbedingt für schön gehalten werden, aber das war die einzig passende Beschreibung. Er hatte die blauen Augen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte, fast so, als erstreckte sich der Ozean hinter seinen Lidern. Er hatte volle Lippen mit einem kleinen Amorbogen, und sein Bart war perfekt getrimmt. Leider war sein linkes Auge von dem Schlag bereits geschwollen, aber das schmälerte sein Aussehen überhaupt nicht. Abgesehen von einem Superhelden hätte er auch als Calvin-Klein-Model durchgehen können.

»Ich muss so aussehen, wie ich mich fühle.« Er lachte leise und schüttelte den Kopf, als er seine Sachen von mir entgegennahm.

»Wie bitte?«

»Dein Blick macht deutlich, dass ich so aussehe, als wäre ich verprügelt worden, was, nun ja, auch stimmt. Hast du das gesehen?«

»Aber hallo.« Ich schlang die Arme um mich und versuchte, das leichte Frösteln zu ignorieren. Ich musste hineingehen, bevor es zu kalt wurde. »Fürs Protokoll, Thor war ein Arsch, und was du getan hast, war anständig.«

Er breitete grinsend die Arme aus. »Das liegt am Anzug.« Sein Lächeln erlosch kurz, als er behutsam sein Auge betastete. »Obwohl ich mir den Ausgang anders vorgestellt hätte.«

»Lass mich raten. In deiner Vorstellung war die Frau dir dankbar, dass du sie vor einem gewalttätigen Mann gerettet hast?«

»Ja, so was in der Art.«

Ich zog eine Augenbraue hoch. »Du bist nicht von hier, oder?«

Er lachte. »Verrät mich mein Akzent?«

»Nein, die Tatsache, dass du in dieser Situation helfen wolltest. Die meisten New Yorker schauen weg und mischen sich nicht ein.«

»Ich war noch nie besonders gut darin, mich nicht einzumischen. Außerdem würde meine Mama mich umbringen, wenn sie wüsste, ich hätte so was Beschissenes gesehen und wäre einfach weitergegangen.«

Ich wusste nicht, warum, aber mir gefiel, wie er Mama sagte. Er war ein echter Südstaatenjunge.

»Tja, tut mir leid, dass es nicht wie in den Comics ausgegangen ist.«

»Schon gut.« Er lächelte. »Vielleicht klappt es ja beim nächsten Mal.« Durch sein Lächeln schienen seine Augen noch heller zu werden. Er strich sich mit dem Daumen über die Nase und nickte mir zu. »Danke, Red.«

»Red?«

Er deutete in meine Richtung. Ich sah an mir hinunter und verdrehte die Augen wegen meiner Langsamkeit. Natürlich. Red ... wie in Little Red Riding Hood, also Rotkäppchen.

»Oh, klar. Danke dir, Cap, Kämpfer für das Gute.«  
*Kämpfer für das Gute? Lahmer ging es wohl nicht, Aaliyah?*

Er lächelte weiter, als seine Augen an meinem Körper auf und ab wanderten, nicht aufdringlich, sondern als würde er mich jetzt komplett wahrnehmen. Es ging schnell,

und ich empfand es nicht als respektlos, weil ich dasselbe mit ihm gemacht hatte.

Dann trafen seine blauen Augen auf meine braunen. »Darf ich dich vielleicht auf ein Getränk einladen?«, fragte er trotz seines Veilchens. So viel Selbstbewusstsein, mich auf ein Getränk einzuladen, nachdem er Prügel bezogen hatte, war inspirierend. Wäre es umgekehrt gewesen, säße ich jetzt in der U-Bahn, würde meine Wunden lecken und mich tief in mein Loch verkriechen.

Vielleicht hätte so mein Werdegang als Schurke begonnen – verprügelt von Wonder Woman und Thor vor einer New Yorker Bar.

Nicht so Captain. Er wirkte selbstbewusst wie zuvor.

Ich zögerte kurz wegen der Einladung. Einerseits war Kontakt mit dem anderen Geschlecht gerade so ziemlich das Letzte, was ich wollte; andererseits würde ich sonst nach Hause fahren, Wein trinken und weinen, während ich Taylor Swift hörte, mir Fotos von Mario und mir ansah und unsere alten Nachrichten las.

»Oh Cap.« Ich trat zu ihm und klopfte ihm auf den Rücken. »Ich werde *dich* auf ein Getränk einladen. Du brauchst es mehr als ich.«

## 2

### AALIYAH

Er bestellte sich einen Whiskey, was mich vermuten ließ, er müsse älter sein, als er aussah. Welcher Typ in meinem Alter trank Whiskey pur? Die meisten Jungs, die ich kannte, tranken Bier oder den billigsten Schnaps, den sie finden konnten. Ich mochte am liebsten Long Island Iced Tea, denn ich war ein Wildfang. Als ich in meine Tasche griff, um für besagtes Getränk zu bezahlen, hatte er schon den Barkeeper dazu gebracht, es auf seinen Deckel zu schreiben.

»Hey?«, beschwerte ich mich und sah ihn streng an.

Er zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid. Aber wo ich herkomme, zahlt der Mann den Drink der hübschen Lady.«

Er nannte mich hübsch, und ich tat so, als hätte ich es nicht bemerkt. »Sie kommen aus dem Jahr 1918, Sir. Die Zeiten haben sich geändert.«

»Du kennst dich also mit Captain America aus.«

»Ich bin ein Comic-Nerd. Außerdem hatte ich eine Chris-Evans-Phase, in der ich - ehrlich gesagt - immer noch stecke.«

»Das kann ich dir nicht verübeln. Hast du mal seinen Hintern gesehen?«

»Das ist Americas Hintern«, scherzte ich und hob mein Glas. »Vielen Dank, aber nur, weil du mir ein Getränk ausgegeben hast, schulde ich dir gar nichts. Nicht meine Zeit, nicht meine Aufmerksamkeit und nicht meinen Körper.«

Er lachte und nickte. »Danke, dass du das klarstellst. Würde das auch andersherum gelten?«

»Oh nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Du müsstest mir deine Zeit, deine Aufmerksamkeit und deinen Körper schenken.«

»Ganz schön fies.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich mache die Regeln nicht. Ich befolge sie nur. Übrigens, wie alt bist du?«

»Fünfundzwanzig. Und du?«

»Zweiundzwanzig. Ich wusste, dass du alt bist, weil du Whiskey pur trinkst.«

Er lachte. »Ich bin gerade mal drei Jahre älter als du.«

»In drei Jahren kann sich viel verändern.«

»Da hast du nicht unrecht. Vor drei Jahren habe ich wahrscheinlich noch keinen Whiskey getrunken, aber irgendwann habe ich Geschäfte mit älteren Männern gemacht, die mir teuren Whiskey spendierten. Also habe ich mich angepasst.«

»Magst du Whiskey wirklich, oder hat man dir bloß weisgemacht, du müsstest ihn mögen?«

»Ah, die alte Frage, was man selbst entschieden hat und was aufgrund der Umstände für einen entschieden wurde.« Er tippte sich mit dem Zeigefinger ans Kinn. »Ich glaube, ich mag ihn, weil ich ihn mag.«

»Es ist aber auch möglich, sich an Dinge zu gewöhnen, an die einen die Gesellschaft heranzuführt.«

Er kniff die Augen zusammen und sah mich an, als wolle er ein Geheimnis lüften. Er blinzelte und wandte sich ab, um sein Glas zu heben, dann wanderte sein Blick zurück zu mir. Für einen Augenblick schienen wir die Einzigen in der überfüllten Bar zu sein. Ich verlor mich in seinen Augen – bis Bibo mich anrumpelte und mich in die Realität zurückholte.

»Sollen wir uns einen Tisch suchen, wo wir die hier trinken können?«, fragte er aufmerksam. Selbst als der Vogel mich anstieß, hatte er den Blick nicht abgewandt. Er blieb auf mich konzentriert und machte es mir leicht, ihm meine Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden.

»Wenn du in dieser überfüllten Bar einen Tisch findest, nehme ich sogar zwei Drinks mit dir«, scherzte ich, weil ich wusste, dass das an Halloween nahezu unmöglich war.

Er zog eine Augenbraue hoch und grinste mich fröhlich an. »Herausforderung angenommen. Mir nach.«

Ich tat wie geheißen, und wir drehten nicht eine, nicht zwei, sondern drei Runden durch die Bar. Erfolglos. Wir landeten neben einer Treppe im Obergeschoss, wo die Vorräte lagerten. Captain klatschte in die Hände und setzte sich auf die Treppe. Er klopfte auf die Stufe unter ihm und bedeutete mir damit, mich zu ihm zu setzen.

»Das ist aber kein richtiger Tisch«, sagte ich und nippte an meinem Long Island. »Das heißt, du hast die Herausforderung nicht bestanden.«

»Was macht einen Tisch zu einem *richtigen* Tisch?«, fragte er. »Das ist eine Vorstellung, die irgendein Mann – oder eine Frau – sich ausgedacht und dann allen davon erzählt hat.«

Ich lachte. »So betrachtet, ist so ziemlich alles nur eine Vorstellung.«

»Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen.« Er bedeutete mir, mich zu setzen, und das tat ich, denn ich fand diesen Typen wirklich lustig. Seit Wochen hatte ich mich nicht mehr amüsiert. Ich war nur traurig und einsam gewesen. Es war schön, für kurze Zeit etwas anderes zu fühlen.

»Stehst du auf Philosophie?«, fragte ich. Er wirkte überrascht, dass ich wusste, dass er sich auf Nietzsche bezogen hatte, doch er sprach mich nicht darauf an.

»Bevor ich mein Studium abgebrochen habe, habe ich einen Philosophiekurs belegt. Die großen Philosophen zu lesen und mich auf Sinnsuche zu begeben hat mein Leben komplett verändert. Du weißt schon, Sokrates, Platon, Aristoteles, Nietzsche. Ich könnte stundenlang Vorträge über sie halten.«

Irgendwie fand ich Nerds sexy. Eigentlich hätten diese beiden Vorstellungen einander ausschließen müssen, aber, ach, der sexy Nerd würde hoffentlich noch ein wenig bleiben.

»Okay. Dann bitte einen Vortrag über Aristoteles«, sagte ich und prostete ihm zu, bevor ich einen Schluck trank.

»Sag mir ein paar deiner Lieblingszitate.«

Erfreut über die Herausforderung, setzte er sich auf.

»Hoffnung ist Träumen mit offenen Augen.«

Mir gefiel, wie er die Worte aussprach. Aber es waren nicht nur die Worte, sondern was sie für ihn bedeuteten und wem er sie mitteilte. Captain sprach mit mir, als wäre ich die einzige Person, die in diesem Augenblick existierte, und das jagte mir Schauer über den Rücken.

*Hoffnung ist Träumen mit offenen Augen.*

»Hast du Tagträume?«, fragte ich.

Er lächelte und nippte an seinem Glas. »Das hoffe ich doch.« Er kratzte sich an der Wange und zog leicht die Nase kraus. »Wenn ich Philosophen zitiere, klinge ich allerdings wie ein Angeber. Deshalb sollte ich dich jetzt wohl besser darüber informieren, dass ich auch sehr gut schlechte Witze erzählen kann.«

Ich lachte. »Beweise.«

Er beugte sich zu mir, und seine Augen ließen mein Herz ein paar Schläge aussetzen. »Warum läuft eine Blondine nackt durch den Garten?«

»Keine Ahnung. Warum?«

»Damit die Tomaten rot werden.«

Ich prustete los und schüttelte ungläubig den Kopf. »Du hast recht – das ist ein echt schlechter Witz.«

»Zu welchem Arzt geht Pinocchio?«

»Sag schon.«

»Holz-Nasen-Ohren-Arzt.«

Ich brauchte einen Augenblick, um diesen Witz zu verstehen, aber dann lachte ich doch. »In deinem Kopf gibt

es bloß diese beliebigen Zitate und schlechte Witze, stimmt's?«

Er tippte sich an die Schläfe. »Hier drin sieht es ziemlich gruselig aus. Die Anzahl nutzloser Fakten ist erschreckend, aber weil ich auch jede Menge gute Informationen habe, bleibt es einigermaßen ausgewogen.«

»Das habe ich bemerkt.«

»Bin ich durch die schlechten Witze ein weniger überhebliches Arschloch?«

»Ja, durch sie wirkst du eher bekloppt, aber Bekloppte sollen dieses Jahr ja angesagt sein.«

Erleichtert wischte er sich über die Stirn. »Gut, sonst wäre ich nämlich im Arsch.«

Ich lächelte ihn an, und er lächelte mühelos zurück. Eine Weile grinsten wir uns bloß an, aber die Stille war nicht unangenehm. Es fühlte sich befriedigend an, als wäre Schweigen mit ihm normal.

Dann nahmen wir das Gespräch wieder auf, und auch das fühlte sich normal an.

Wir sprachen über vieles, aber am meisten schockierte mich, dass ich so viel lachte. Meine Güte, ich konnte mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal so frei und offen gelacht hatte.

»Äh, könntet ihr bitte die Treppe frei machen?«, sagte eine Kellnerin, die mit einem Tablett voll dreckigen Geschirrs vor uns stand.

Sofort standen wir mit unseren nun leeren Gläsern auf und machten Platz. Die Kellnerin murmelte leise etwas darüber, wie nervig manche Leute seien, und ich konnte es ihr nicht mal verübeln. Die Leute waren an Halloween sicher ziemlich anstrengend.

»Tja, die Drinks sind alle«, stellte Captain fest und wedelte mit seinem Glas in der Luft herum.

»Was für eine Schande. Es hat Spaß gemacht, sich mit dir zu unterhalten.«

»Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, *noch etwas* mit dir zu trinken«, sagte er kopfschüttelnd.

Ich grinste. »Wenn wir noch etwas trinken, zahle ich aber. Keine Widerrede.«

»Falls du dich weiter mit mir unterhältst, wenn du das Getränk bezahlen darfst, gebe ich auf und überlasse es dir.«

*Braver Junge.*

Durch den Cocktail hatte ich mich auf angenehme Art entspannt, aber ich würde jetzt trotzdem ein Wasser trinken. Ich hielt mich an die strenge Regel, nach jedem alkoholischen Getränk ein Wasser zu trinken. Ich ging nie aus, um mich zu betrinken. Meine Vorstellung eines gelungenen Abends war ein leichter Schwips. So war ich immer noch ich selbst, allerdings eine verbesserte Version.

Wir gingen zur Bar und bestellten. Ich bemerkte Captains Enttäuschung darüber, dass er nicht bezahlen durfte, aber er beschwerte sich nicht und stritt nicht mit mir darüber. Einerseits konnte ich nicht verstehen, warum er sich unbedingt mit mir unterhalten wollte, andererseits nahm ich an, dass es ihm vielleicht genauso leichtfiel wie mir.

Vielleicht genoss auch er die Mühelosigkeit.

»Mir ist gerade aufgefallen, dass wir uns schon eine halbe Stunde unterhalten, und ich weiß noch nicht einmal deinen Namen, Red.«

Mir wurde ein wenig eng um die Brust. Ich hatte es auch bemerkt, aber genau das gefiel mir. »Lass uns unsere Namen für uns behalten. Sonst verpufft vielleicht die Magie. Dann wird es ... real, und im Moment komme ich mit der Realität nicht so gut klar.«

Er zog eine Augenbraue hoch, drängte mich aber nicht, ihm meinen Namen zu sagen. »Okay, dann nenne ich dich Red.«

»Und du bist für mich Captain. Abgekürzt natürlich Cap. Ich ...«

»Heilige Scheiße!«, brüllte Captain. Er riss den Blick von mir los, schnappte sich unsere Getränke, flitzte nach links und ließ mich verdattert stehen. Als ich ihm mit dem Blick folgte und er sich an einem Tisch in einer Nische niederließ, die zwei Tinker Bells und ein Peter Pan gerade verließen, verstand ich. Ich musste lächeln, weil Captain sich so auf den Tisch gestürzt hatte. Ziemlich stolz klopfte er auf den Platz neben ihm.

Ich ging hinüber, glitt in die Nische und ließ, obwohl ich gern näher an ihn herangerückt wäre, etwas Platz zwischen uns.

»Da wir uns unsere Namen nicht verraten, nehme ich an, dass ich deine Nummer am Ende des Abends auch nicht bekomme.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich nicht.«

»Okay. Das heißt also, dass unser Gespräch heute Abend voraussichtlich unser letztes sein wird.«

»Ja.«

»Na dann ...« Er beugte sich zu mir und strich mit dem Daumen über seine Unterlippe, seine Augen blitzten schelmisch. »Was war das Schönste, was dir dieses Jahr passiert ist?«

Ich lachte. »Das ist aber eine tiefgründige Frage.«

»Ich muss dir tiefgründige Fragen stellen, weil ich nie wieder die Gelegenheit dazu haben werde. Man sollte tiefgründige Fragen stellen, wenn sich die Gelegenheit bietet.«

Vor Aufregung wurde mir flau, und ich rutschte ein wenig hin und her. Er bat mich darum, mich ihm zu öffnen, doch meistens hielt ich meine Gedanken verschlossen, wie in einem Tagebuch. Nur ich hatte den Schlüssel, und ich teilte sie mit niemandem. Ehrlich gesagt, schien auch niemand an meinen Gedanken interessiert zu sein.

Aber ihm erzählte ich sie trotzdem. Ich wusste nicht, ob es an meinem Schwips lag oder weil ich so von ihm fasziniert war, doch ich öffnete mich ihm.

»Ich habe ein Praktikum in meinem Traumjob bekommen. Es ist ein unterbezahltes und unterschätztes Praktikum, aber da ich nun schon mal einen Fuß in der Tür habe, schaffe ich es vielleicht, einen Job als Junior-Redakteurin bei dem Magazin zu ergattern.«

»Als Junior-Redakteurin? Du schreibst also?«

»Ich möchte Journalistin werden. Ich mache meinen Abschluss in Journalismus und hoffe, dass ich irgendwann einen Posten als Senior-Redakteurin bekomme.«

»Wirst du.«

Er klang so überzeugt, dass ich ihm fast geglaubt hätte.

»Ich weiß nicht. Die Branche ist ziemlich umkämpft, besonders in New York.«

»Liebst du es? Das Schreiben?«

»Ja.«

»Dann ist der Konkurrenzkampf egal. Kämpfe für deinen Traum.«

»Andere kämpfen aber auch für diesen Traum.«

Er lehnte sich zurück und legte den Arm auf die Lehne.

»Wenn du darüber nachdenkst, dass andere dir deinen Traum nehmen wollen, verschwendest du sinnlos Energie. Du solltest dich nur auf dich selbst konzentrieren. Das Leben ist kurz. Wir haben keine Zeit dafür, darauf zu achten, was andere Leute machen. Das lenkt uns bloß von unserem Schicksal ab.«

Ich lächelte. »Du musst auch einen Traum haben.«

Er ließ den Blick durch die Bar wandern und schüttelte den Kopf. »Warst du schon mal auf dem Dach dieses Gebäudes?«

»Nein, noch nicht.«

»Der Ausblick ist der Wahnsinn. Ich komme mindestens einmal die Woche hierher, nur um da oben zu atmen und den Kopf freizubekommen.« Er stand auf, nahm sein Glas und streckte mir seine Hand entgegen.

Ich hob eine Augenbraue. »Du bist gerade erst durch die Menge geflügt, um diesen Tisch zu erobern, und jetzt